

BERND MANNHARDT

Ich liebe Schlager

Eine beschwingte Anamnese

ROMAN

BERND MANNHARDT

ICH LIEBE SCHLAGER

Eine beschwingte Anamnese

Roman

Edition
zartbitter

Leseprobe

Unverkäufliche Leseprobe des 1. Kapitels *Einchecken*. Buch-Veröffentlichung: Juli 2024 – pünktlich zur Mania des letzten deutschen *Kaisers*. Die Deutsche Bibliothek wird die Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie verzeichnen; detaillierte bibliografische Daten sind ab August 2024 im Internet über www.d-nb.de abrufbar.

Autor

Bernd Mannhardt wurde 1961 in Berlin geboren und ist dort aufgewachsen. Er ist seit vielen Jahren in der Kultur-PR tätig. Mannhardt veröffentlichte bisher u.a. drei Kriminalromane als Reihentitel beim Berliner Be.Bra-Verlag, Kurzkrimis und Satiren für Print und Audio sowie Feature für Radiosender der ARD.

Inhalt

Schlagerfan Thomas „Thommi“ Andras ist erschöpft – Diagnose: Schlager-Burnout! Beim Versuch, den Schlager als Weltkulturerbe anerkannt zu bekommen, hat sich Thommi verausgabt – sowie auch dabei, zum Jubiläum seines *Schlager ist geil e.V.* einen Bericht für die Vereinspostille zu wuppen: Kaisermania, Backstage mit Star-Interview. Und dass Vereinskameradin Marlene des Kaisers Motto *Sehnsucht, Sex und Seitensprünge* allzu wörtlich nimmt, hilft Thommis Work-Life-Balance auch nicht auf die Sprünge.

Eine gute Fügung also, dass Thommi in den sicheren Hafen Johann Strauss einlaufen kann; in diese psychosomatische Klinik wird er überwiesen. Mehr Fango als Tango steht hier auf dem Programm, und er lernt, sein Schlager-Verhalten so zu ändern, dass er zukünftig einen gesunden Umgang mit dem Liedgut pflegen könnte. Dann aber lernt Thommi in der Klinik einen Schlagertexter kennen, und seine Leidensgeschichte nimmt eine überraschende Wendung, die nicht zuletzt ihn selbst bass erstaunen lässt.

Lektorat

Moritz Siegel

Umschlaggestaltung*

Norbert Lücken

PRESSE & VERANSTALTUNGEN

Dr. Marion Kwart

Alle Rechte vorbehalten!

*Aus inhaltlichen Gründen wurde ein vom Autor über KI generiertes Bild verwendet.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urhebergesetzes ist ohne Zustimmung des Urhebers unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen, Vortrag sowie Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie auf Internet-Plattformen. *Edition zartbitter*

ist das Buchlabel des Autors. © Bernd Mannhardt 2024

Die ISBN ist ab Juni 2024 verfügbar.

Der übermäßige Konsum von Schlager kann zu geistigen, aber auch emotionalen Irritationen führen und großes Leid verursachen.

Dr. Ingo Hinrichsen, Leiter der Schlager-Station an der psychosomatischen Fachklinik Johann Strauss in Bad Sigen



1 EINGECKEN

”Deutsche Chansons heißen Schlager, weil sie einen in die Flucht schlagen“, las ich vor geraumer Zeit auf einem Zitate-Portal – und war nun doch schon einigermaßen verwundert. Starker Tobak, hatte ich gedacht.

Auf der Suche nach einem fröhlichen Sinnspruch zum Schlager hatte ich vier oder fünf Sprüche-Lexika durchgeackert – aber Fehlanzeige! Wohin ich auch blickte, es stand überwiegend negativ Intendiertes zu lesen – wie eben auch folgende Entgleisung: „Es ist ein bedrückendes Gefühl, dass zu jeder beliebigen Stunde des Tages irgendwo ein paar Leute zum nächsten Schlager ausholen.“ Ach, nö!

Nicht dass uns jetzt ein Missverständnis aufkommt: Mir liegt *Felicità* nah und Frohsinn auch im Blut; zudem habe ich durchaus was übrig für entlarvende Satire, beißenden Spott – nur, bitteschön: Alles zu seiner Zeit.

Marlene, eine Vereinskameradin ausm *Schlager ist geil!* e. V., wurde vierzig. Als kleine Aufmerksamkeit mit individueller Note wollte ich ihr eine selbst entworfene *Happy Postcard* zukommen lassen, also eine Karte mit witzigem oder aufregendem, jedenfalls nicht langweiligem Spruch zum

Schlager – konkret: Es war mir um ein Goodie gegangen, wie es landläufig heißt, das – zum Anlass eines Geburtstages passend – positive Signale aussendet und komplementär funktioniert zum noch einzutütenden Sechserpack *Moët & Chandon Brut Imperial* (Piccolöchen der Extraklasse). Das war mir Marlene wert!

Problem: Die positiv intendierten Geistesblitze, die es vereinzelt gab, hätten nichts reißen können, weil sie verschnarcht klangen – wie beispielsweise „Ein guter Schlager kann mich regelrecht anrühren“ – oder gar onkelhaft: „Ein Schlager ist für meine Begriffe ein Märchen für Erwachsene.“

Kurz: Mangels eines Sinnspruchs, der dem besagten Anlass und nicht zuletzt Marlene gerecht würde, entschied ich mich, Verse aus einem Schlagertext zu nutzen – Zeilen vom Grandseigneur des deutschen Schlagers, also vom letzten deutschen *Kaiser*, der des Sommers in Dresden residiert (genauer: am *Kaiserufer*, kartografisch bislang noch *Königsufer*) und auf der *Kaiserwiesen* (einer Open-Air-Location, beim Katasteramt bislang noch *Königswiesen*) Roli gerufen wird.

Zweifelsohne war es kein Zufall, dass meine Wahl auf Roli fiel, den Schlager-Sirius am Schlager-Himmel: Ich wusste, dass Marlene auf den Altmeister tonaler Frivolitäten stand, so dass ich ihr eine goldfarbene, mit silbernen Sternchen verzierte Lyrics-Card aus Büttenkarton herstellen ließ (unten rechts wurde der Majestät Merchandising platziert – ein Dreizack in Magenta! –, und die Verse in Prägedruck rückten ins Zentrum des Druckwerks).

Rolis Lyrics kommen, wie ich finde, wie bei einem Großdichter mit wahrlich emotionalem Tiefgang und poetischer Raffinesse daher, was unter Schlagertexten auch insofern eher selten ist, als der ehemalige Junge ausm Wedding mit nun-

mehr rund 70 Lenzen bemerkenswert vital auf die Tube drückt: *Wenn du merkst, dass allein gar nicht glücklich macht. Wenn du merkst, dass man zu zweit so viel besser lacht. Ist dein Bett doch zu kalt, ruf mich einfach an. Sag mir, wie, sag mir, wo, sag mir, wann.*

„Ach was, Sirius!“, könnten nun Nörgler dazwischenfunken. „Astronomisch betrachtet ein hinkender Vergleich! Sirius ist kein einzelner Stern, sondern ein Doppelsternsystem.“

„Genau!“, würde ich zuerst bestätigen und dann zu bedenken geben: „Unser Roli ist auch ein Doppelsystem: Einerseits brillierte er mit deutschsprachigem Liedgut auch in rein orchestralen Live-Konzerten wie jenem in der Semperoper, andererseits gab er uns mit Sinatra-Cover beim Wiener Opernball den Frankie – wobei er summa summarum in der Performance der Kraft schöner Worte vertraut, also ohne überbordenden Budenzauber mit Blendgranaten und Balletteinlagen: alles wunderbar gediegen, konzentriert, hüftschonend. Also, bitte!“

Marlene habe sich, so wurde mir zwei Wochen nach Absenden des Präsensts vertraulich gesteckt, auch über den Schampus – nicht zuletzt aber über die ausgewählten Verse sehr gefreut; sie bedaure es zutiefst, dass sie sich bei mir nicht persönlich hatte bedanken können. Aber Eike, ihr Ehemann, sei im letzten halben Jahr zum eifersüchtigen Gesellen mutiert und habe Marlene mit Scheidung gedroht, falls sie mit mir auch nur ein einziges weiteres Mal in Kontakt trete. Ach, herrje! Hatten Marlene und ich des Kaisers Motto *Sehnsucht, Sex und Seitensprünge* zu wörtlich genommen? – Denkbare. Aber dazu später.

Noch mal zum Frohsinn: Dass ich zum Lachen nicht in

den Keller gehe, könnte nicht nur Marlene bestätigen, sondern ein jeder Schlagerenthusiast ausm Verein. Da war ich bekannt wie ein bunter Hund – auch als Kassierer, weil vor gut einem Vierteljahr geschasst. Mir war vorgeworfen worden, Geld im fünfstelligen Bereich aus der Vereinskassette veruntreut zu haben. Ach, wie irrig!

Es stimmt zwar, dass ich ein Bündel Mitgliedsbeiträge der Kasse entnommen hatte – genauer gesagt dem Konto –, jedoch nicht, um am Ende des Tages mich selbst zu bereichern, wie man heute so sagt. Es war mir dabei um Investitionen in die Zukunft des deutschsprachigen Schlagers allgemein gegangen und um das Überleben des Vereins im Besonderen.

Bedenken wir bitte einmal: Wohl nicht zufällig waren gerade dann, als unser Kaiser mehrtägig in Dresden Hof hielt, in Zeitungsrubriken wie *Spruch des Tages* verbale Angriffe zu vernehmen. Die offenkundige Absicht, am Fundament der kulturellen Heimstatt von Millionen herumzustochern, lag blank zutage wie ein gewetztes Messer. Beispiele gefällig? – Bitteschön: „Es gibt keine einzige Musik der Welt, die sich selbst so erniedrigt wie der Schlager“ oder „Schlager sind Texte, die gesungen werden müssen, weil sie zu dumm sind, um gesprochen zu werden“ oder „Alles am Schlager ist echt, weil es so wunderschön falsch ist.“ Au weia!

Falls dieses Bombardement der schlechten Laune über kurz oder lang beim Publikum und in der Folge bei den Produzenten und Programmverantwortlichen der Sender verfangt, dachte ich, droht eine Welle von emotionaler Obdachlosigkeit. Dagegen musste etwas unternommen werden! Aber nein, nicht Auge um Auge, Zahn um Zahn – also nicht mittels verbalen Zurückballerns, sondern immer schön konstruktiv bleibend und nachhaltig agierend. Künstlerischer Arten-

schutz war zu initiieren – das heißt: Dem weit über 100 Jahre alten Liedgut war zu einer beständigen, weiteren Generation überdauernden Platz in der öffentlichen Wahrnehmung zu verhelfen: Listung als Immaterielles Kulturerbe der Menschheit!

Das klänge nun doch schon etwas überspannt? – Langsam, langsam! Damit die Strategie mit Leben erfüllt werden konnte, musste taktisch klug agiert werden: Einreichung einer repräsentativen Bewerbung bei der zuständigen Institution: UNESCO! Es galt, in Form und Inhalt überzeugende Materialien von Medien-Profis herstellen zu lassen – vom Image-Film über Video-Porträts bis hin zum Exklusiv-Interview mit dem Kaiser –, und das war nicht für lau zu haben. Aber auch dazu später.

So viel sei allerdings jetzt schon gesagt: Um das Verfahren bei den Vereinten Nationen seriös eingetütet zu bekommen, glich mein Job (im Ehrenamt) einem 24/7-Engagement. Gewiss bewahrheitete sich dabei auch die Binsenweisheit: Wo gehobelt wird, fallen Späne. Dennoch kann ich sagen: Es gibt Leute ausm Verein, die nach wie vor zu mir stehen. Das tut gut!

Zuerst des Amtes enthoben zu werden, dann ausm Verein zu fliegen – das musste auch erst mal verdaut werden! Mein (Ex-)Vorstandskollegium sprach vornehm von „Vereinsabschluss“ und begründete dies mit: „Vereinschädigendes Verhalten“. Es war aber insofern eine umstrittene Entscheidung gewesen, als sich meine Ex-Mitstreitenden im Vorstand bei der Beurteilung der Lage uneinig zeigten, also das Vereinshaupt sich spaltete – und zwar in zwei annähernd gleich große Teile, wie ein zerhacktes Holz. Aber natürlich, auch eine knappe Mehrheit war eine Mehrheit!

Was ich aber eigentlich sagen will, ist: Mich erreicht auch heute noch Post der Solidarität. Vielen Dank dafür! Und liebe Grüße aus der Klinik.

Es war ein Spätsommertag, als ich in die psychosomatische Klinik Johann Strauss eincheckte; ich war guter Dinge und das Wetter ganz famos. Auch die idyllische Lage Johanns im Luftkurort Bad Sigen, umgeben von norddeutscher Wald- und Heidelandschaft mit reizvollen Auen, ließ mich dem Aufenthalt voll Hoffnung entgegensehen, in Bälde wieder zu Kräften zu kommen. Erst drei Monate zuvor war für mich noch nicht abzusehen gewesen, ob sich die Nebelwand, die sich vor meinem mentalen Horizont aufgebaut hatte, jemals wieder verflüchtigen würde.

Es war so gewesen: Nach meinem Rausschmiss ausm Verein ploppte eine nie gekannte Niedergeschlagenheit auf. Zwei Tage danach meldete ich mich bei meinem Arbeitgeber, dem Statistischen Landesamt, Arbeitsgruppe Zensus, krank und konsultierte meinen Hausarzt Daniel. Diesem berichtete ich von meiner latenten Müdigkeit, gepaart mit Ohrensausen; auch von meinem langjährigen Ehrenamt für den Schlager allgemein und für den Verein im Besonderen, von der erfahrenen Demütigung – sowie von Marlene.

„Es überschlägt sich alles!“, klagte ich.

Daniel nickte und schaute mir in die Augen. Stille kehrte ein, und unausgesprochene Empathie flutete den Raum. Dann sprach er doch noch: „Alles klar!“ Er wedelte mit einem Gelben. „Ich ziehe Sie aus dem Verkehr, mit Schlager-Burnout ist nicht zu spaßen.“ Er klang besorgt und füllte dann sogleich eine Überweisung aus. „Da muss ein Facharzt ’ran“, konstatierte er, und wenig später lernte ich Klara ken-

nen, ihres Zeichens Psychiaterin – aber dazu bald; jetzt mal eben noch dazu, wo ich mich aktuell befinde.

Johann ist eine auf Musik-Schäden jedweder Art spezialisierte Klinik. Warum sie so heißt, liegt für einen gut informierten Schlagerfreund wie mich auf der Hand: Ihr Namenspatron Johann Strauss (der Jüngere) hatte 1873 den ersten deutschsprachigen Schlager geschaffen, versteckt in Die Fledermaus, zweiter Akt, Szene 10: Csárdás – Klänge der Heimat. Nach der Uraufführung der Operette am Theater an der Wien war das Lied – als Auskoppelung vom Album, wie man heute sagen würde – eingeschlagen wie eine Bombe: *Durst'ge Zecher, greift zum Becher, lasst ihn kreisen, lasst ihn kreisen schnell von Hand zu Hand!*

Marie Charlotte Cäcilie Geister, von Hause aus Sopranistin, hatte den Gassenhauer in spe geschmettert und war damit über Nacht zur Königin der Opera buffa avanciert. Sollten Sie von Marie noch nichts gehört haben, dann mal eben Folgendes zur schlagerhistorischen Einordnung: Ihr damaliger Status war vergleichbar mit dem heutigen unserer singenden Hochseilartistin Helene. Das nur am Rande.

Das Aufnahmegespräch im Johann führte Ingo mit mir, also der Hinrichsen, Doktor der Psychologie. Bei ihm würde ich auch meine Einzelgespräche haben, wie er mir gleich zur Begrüßung sagte. Er schlug vor, dass wir uns zwar siezen sollten, aber dennoch mit unseren Vornamen anreden könnten. „Das vermindert unnötige Distanz.“

„Gerne!“, sagte ich und streckte ihm meine Hand entgegen. „Ich bin der Thomas, mich nennen aber alle Thommi.“

Mein Gegenüber schlug ein. „Willkommen bei Johann, Thommi, ich bin der Ingo.“

Der Therapeut war mir sympathisch: Sein Blick war

freundlich, zugewandt, offen. „Von mir aus können wir uns auch duzen“, haute ich heraus und berichtete gleich: „Gestern ... Talkshow ... also, da war ein Theologe zu Gast. Der hat den Moderator ungefragt geduzt. Auf die Frage, ob er immer gleich duze, kam die Antwort: Warum sollte ich ausgerechnet Sie siezen, wenn ich doch selbst Gott duze? – Hahaha!“

„Hahaha!“, erwiderte Ingo. „Sie haben Humor, das ist bekanntlich die beste Medizin.“ Er dachte kurz nach und sagte dann: „Die Botschaft des Theologen verstehe ich so: Alle Menschen sind gleich! Theoretisch ist das zwar richtig, aber praktisch nicht relevant.“

„So?“

„Nehmen Sie uns beide: Wir sitzen uns nicht in gleichen, sondern in verschiedenen Rollen gegenüber. Das mit dem Siezen mit Vornamen ist ein Kompromiss, finde ich, der uns schützt!“

„Wovor denn?“

Ingo zwinkerte mir zu: „Du arschloch sagt sich einfach leichter als Sie arschloch! – Hahaha!“

„Hahaha! – Überzeugt!“ – Ach schön, dachte ich, auch Ingo lacht gerne ... Und schon umwob mich das wunderbare Gefühl, bei ihm gut aufgehoben zu sein. Offenbar war es ein Heilkünstler mit Bodenhaftung, der mir hier in zwei, drei Metern Entfernung in einem muschelartigen Rattan-Sessel mit Rückenlehne bis hoch zum Hinterkopf gegenüber saß. Es hatte etwas von einem Thron. Auf Ingos übereinandergeschlagenen Knien lag ein Notizblock, seitlich zu seinen Füßen stapelten sich Patientenmäppchen. Vermutlich, dachte ich, liegt das meinige obenauf.

Meine Sitzgelegenheit war im Übrigen eine ähnliche wie die von Ingo, die Rückenlehne reichte jedoch nur bis zu den

Schultern. Zweifelsohne waren wir nicht gleich, aber das tat dem Setting für mein Gefühl gar keinen Abbruch, denn der mir zugewiesene Platz war ausgesprochen bequem.

„Thommi, in unserer Zusammenarbeit werden die Ursachen Ihres Problems zentrales Thema sein“, gab Ingo einen Ausblick auf das, was kommen sollte. „Wir schauen, wie Sie Ihr Verhalten ändern könnten, um die Beschwerden in den Griff zu bekommen. Sie werden Anwendungen und Techniken zur physischen und psychischen Entspannung kennenlernen.“

„Davon hab ich schon auf Johanns Webseite gelesen“, ließ ich den interessierten Patienten raushängen – und scherzte: „Fango und Tango, nicht wahr?“

„Hahaha – Tango! ... Leider nein, aber immerhin: Indoor können wir Ihnen Ergometer, outdoor Nordic Walking bieten, und zum Auspowern können Sie in die Muckibude gehen. Aber auch Herunterfahren ist wichtig: meditative Übungen. Es geht auch darum, dass Sie zur Ruhe kommen.“ Ingo machte sich Notizen.

„Sie sagten Ursachen Ihres Problems ...“, hakte ich nach. „Ja?“

„Also ... ähm ... es ist verdammt viel geschehen ... Da können Sie sich gar keine Vorstellung von machen!“

„Umso wichtiger, dass Sie mir davon berichten – gerne auch schriftlich. Würden Sie in den ersten Tagen aufschreiben wollen, was geschehen ist? Schreiben ist ein gutes Mittel, um zu reflektieren, was warum geschah. Was halten Sie davon?“

„Ich mache das, was Sie empfehlen“, sagte ich. „Umgekehrt ergäbe ja auch keinen Sinn, nicht wahr? – Hahaha!“

„Hahaha!“, erwiderte Ingo. Er schlug seinen Notizblock auf und nahm einen Stift zur Hand. „Thommi, zu Beginn

werden wir uns um die Problemanalyse kümmern. Gemeinsam gucken wir, wie Sie so ticken.“

„Ticken ... ein gutes Stichwort!“

„Inwiefern?“

Ich zögerte etwas, gab mir dann einen Ruck: „Darf ich offen zu Ihnen sprechen?“

„Unbedingt! Alles, was wir bereden, bleibt unter uns.“

„Gut ... also, es ist ja so: Manchmal fühle ich mich wie eine Zeitbombe!“

„Wie meinen Sie das genau?“, hakte Ingo nach.

Guck an, dachte ich, er will es ganz genau wissen – wie schön! Endlich mal jemand, von dem ich ernst genommen werde. Das war bisher weniger der Fall gewesen: Wenn ich anfänglich berichtete, dass mich Schlager fix und alle gemacht hatte, erntete ich im besten Fall mitleidsvolle, im schlechtesten ungläubige Blicke. Dass Schlager auch Krisen auslösen kann, hatte offenbar niemand ernsthaft aufm Schirm – vielleicht auch Daniel nicht. Er hatte mich zwar an Klara weitergereicht, aber wie er zum Schlager-Burnout persönlich stand, hatte er mir nicht gesteckt gehabt.

Klara indessen schon – gleich beim Kennenlerngespräch: Nachdem mich die Psychotherapeutin gefragt hatte, wie sie mir helfen könne, antwortete ich auf meine – zugegeben etwas spezielle – Art und Weise: Über die Jahre meines Engagements im *Schlager ist geil e. V.* hatte ich mir angewöhnt, Gedanken mit Schlager-Zitaten auszudrücken, gerne auch singend.

Ich schmetterte Klara also entgegen: *In meinem Herzen flattert leise ein kleiner bunter Schmetterling. Den schickt die Sehnsucht auf die Reise, wenn ich von meinen Träumen sing. Ich seh ein Land, es liegt noch weit, wo Liebe wohnt und*

Zärtlichkeit. Zeig mir den Platz an der Sonne, wo alle Menschen sich versteh'n. Liebe allein ist die Sonne, drum darf die Liebe nie untergeh'n. – Ich hatte gedacht, das sei zum Einstieg eine gute Antwort auf die Frage, warum ich vor ihr saß.

Klara schien einen Moment lang dem Gehörten nachzuspüren. Aber dann explodierte sie wie ein Lava speiender Vulkan: „Haha!“ Es rüttelte und schüttelte sie. „Hahaha!“ Dann versuchte sie, sich wieder einzukriegen, zu relativieren: „Ich ... ha ... lache Sie ... haha ... nicht aus ... hahaha ... sondern nur an: Hahahahahahahahaha!“ Unter Tränen des Amüsemments fragte sie mich schnappatmend: „Wollen Sie ... ha ... der neue ... haha ... Udo Jürgens werden? – Hahaha!“

„Ich hasse weiße Bademäntel!“, erwiderte ich. Ich hielt das für eine adäquate Antwort, die unmissverständlich für ein Nein stand.

Aber Klara schlug sich jauchzend auf die Oberschenkel. „Der Witz ist gut! – Hahahahahaha!“

„Danke“, sagte ich und dachte: O Mann, Klara kannst du vergessen. Ich zweifelte, ob ihr die Dimension der Belastung eines Schlager-Burnout überhaupt ein Begriff war, und fühlte mich mal wieder nicht ernst genommen. So stand ich auf. „Danke für Ihre Zeit“, sagte ich und hob die Hand zum Gruß. „Ich finde allein hinaus.“ Nachdem ich die Praxistür von außen zugezogen hatte, war noch bis in den Hausflur zu vernehmen, dass die Therapeutin offenbar in einem furchterlichen Lachkrampf feststeckte.

Aber Schwamm drüber! Jetzt war ich ja bei Johann, nur das zählte: *Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein*, dachte ich. Das Zitat stammte zwar – was gut informierte Schlagerfreunde wie ich natürlich wissen – nicht aus einem Schlager, sondern aus einer in Verse geschmiedeten Tragödie eines

Geheimrats anno 1808, traf nichtsdestotrotz aber wie die Faust aufs Auge.

Jetzt aber doch zurück zu Ingos Frage! Das Ticken einerseits und die Zeitbombe andererseits wollte ich – zitierfreudig, wie ich war – singend beantworten. Nach dem Erlebnis mit Klara war das kein leichtes Unterfangen, aber weil ich Ingo vertraute, begann ich, mit den Fingern der Rechten rhythmisch zu schnippen. Ich groovte mich ein und Ingo verstand wohl, denn er schnipste mit.

Cool, dachte ich, mein Zutrauen ist gerechtfertigt! Und schon schaltete ich frohgemut in den Deutsch-Rap-Modus: *Ich ticke laut, und glaube mir, ich ticke aus. Ich zieh dem deutschen Rap die Ohren lang, und dann sehen sie aus wie Micky Maus.*

„Sudden heißt der Rapper“, sagte Ingo.

„Zeitbombe der Titel“, ergänzte ich.

„Vom Album *Arschloch*“, wusste er – und begann nun seinerseits, mit hoch in die Luft gestreckten Händen den Viervierteltakt zu klatschen. Ingo performte die Anschlusszeilen: *Rapper wollen Features, doch ich gehe nie ans Handy. Weil die Opfer mir ein' vom Pferd erzählen wie die Wendy.*

Wie geil ist das denn, dachte ich, coole Socke! Und ein „Wow!“ entfleuchte mir, während der Therapeut, als wäre nichts weiter gewesen, den Schreibblock in die eine Hand nahm, um mit der anderen das zu seinen Füßen obenauf liegende Patientenmäppchen aufzunehmen.

„Ich weiß Ihre Begeisterung zu schätzen, Thommi, danke!“, sagte er. „Aber therapeutisch gesehen hole ich Sie nur dort ab, wo Sie stehen.“

„Das muss man aber auch erst mal können!“, lobte ich.

„Thommi, Sie sind bei Johann! Am Klinik-Eingang steht

„Fachklinik für Musik-Syndrome‘. Die Rap-Station befindet sich zwar eine Etage tiefer, aber wir arbeiten hier auch interdisziplinär.“ Er blickte in meine Patientenakte. „Bei Ihnen steht explizit Schlager-Syndrom mit der Symptomatik Burn-out. Ich überlege gerade, ob wir es vielleicht eher mit einem Rap-Schaden zu tun haben.“

„Bei Rap bin ich draußen“, sagte ich. „War mir auf Dauer zu aggressiv.“ Um zu verdeutlichen, was ich meinte, rutschte ich mit meinem Sessel an Ingos Thron heran und schlug mit der flachen Hand im Takt auf dessen Rattan-Armlehne: *Glaubt mir, es gibt kein Entkommen. Ich mache noch ein paar Songs, und dann explodiere ich. Ich kack deutschem Rap in die Fresse bis sein Kiefer bricht.*

„Gut!“, sagte Ingo. „Wollte nur sicher gehen, dass Sie bei mir richtig sind.“ Er machte sich Notizen. Ich schob mich zurück in die Ausgangsposition, während Ingo fragte: „Sind wir im Geschäft? Schreiben Sie das, was Sie bewegt, auf?“

„Ja. Aber wo soll ich denn da beginnen? Es ist wirklich schrecklich viel geschehen!“

„Nehmen Sie es spielerisch, Thommi. Wer memoriert, begibt sich eh auf einen Querfeldein-Parcours zwischen Wahrheit und Dichtung. Lassen Sie Ihre Gedanken einfach fließen!“

„Ich werde es versuchen.“

„Prima! – Aber jetzt kommen Sie erst mal bei Johann an“, sagte er. „Richten Sie sich in aller Ruhe aufm Zimmer ein.“

„Mache ich! Eine Frage hätte ich aber noch: Soll ich Ihnen beim nächsten Mal meine eigenen Schlagertexte vorlegen?“

Ingos Stirn legte sich in Falten: „Sie schreiben so etwas selbst?!“ Das klang, als sähe er auf einmal ein besonderes Problem-Potenzial.

„Nur für den Hausgebrauch“, hielt ich den Ball flach. „Zudem seit zwei Jahren nur noch fragmentarisch, über Refrains komme ich nicht mehr hinaus: Meine Schublade ist voll – die psychische.“

Ingo nickte. „Schlagertexte“, brabbelte er nachdenklich und setzte zugleich erneut seinen Stift aufs Papier.

Aus einem unbestimmten Impuls heraus sagte ich: „Die einen Schlagerfreunde schreiben Liedtexte und träumen davon, dass ihr Star sie singt, die anderen kleben sich seinen Namenszug quer über die Autoscheibe.“

„Vorne oder hinten? – Hahaha!“

„Der Joke ist auch nicht ohne“, merkte ich an. „Hat was!“

„Im Ernst, Thommi: Sie müssen sich für Ihr Hobby nicht entschuldigen“, sagte Ingo. „Es ist immer gut, kreativ zu sein. Gegen Ende Ihres Aufenthalts bei uns können Sie ein Schlagertext-Seminar besuchen; ein Profi lässt sich in die Karten blicken. Ziel dieses Angebots ist es, dass die Patienten besser verstehen, was sie über die Jahre so fertig gemacht hat. Beim Schlager ist es wie mit Genussmitteln: Wir sollten stets um die potenziellen Risiken und Nebenwirkungen wissen.“

Ingo stand auf, ich tat es ihm gleich. Er kam auf mich zu und reichte mir seine Rechte zur Verabschiedung. „Der nächste Patient wird schon mit den Hufen scharren“, meinte er – und tatsächlich: Im Wartebereich des Flurs saß bereits ein Burni-Kollege: ein großer, etwas untersetzter Mann, der Jeans, Westernhemd und Cowboystiefel trug. Auf seinen Oberschenkeln lag eine Gitarre.

„Guten Tag, ich bin Ingo Hinrichsen!“, machte der Therapeut sich bemerkbar. „Sie wollen zu mir, richtig?“

Der Mann nickte, stand auf, schnallte sich die Gitarre um und schlug einen fetten Akkord an: „Hey Boss, ich brauch

mehr Geld!“

„Verstehe“, sagte Ingo. „Aber kommen Sie doch erst mal herein in die gute Stube.“

Bevor der Therapeut die Tür von innen schloss, hörte ich ihn noch „Herzlich willkommen bei Johann!“ sagen – und den Patienten erwidern: „Angenehm, Gunter!“

Allem Anschein nach hält sich der Mann für Gunter Gabriel, dachte ich, guck an. Und während ich, nahezu beschwingt von der guten Erfahrung mit Ingo, aufs Zimmer ging, sinnierte ich: Vielleicht covert der Mann den Gunter ja nicht nur, sondern versucht gar, dessen Leben zu imitieren? Wenn dem so wäre, läge wegen des Boss-Songs die Vermutung nahe, dass sich der eingebildete Gunter musikalisch in der Blütezeit des echten Gabriel tummelt – was, wie ein gut informierter Schlagerfreund wie ich weiß, die 1970er waren.

Dann überlegte ich weiter: Wenn sich der Mann, der sich Gunter nennt, musikalisch dann ein, zwei Schritte nach vorne wagt, also hinein in die Achtziger? – Um seinem Idol möglichst ähnlich zu sein, müsste dann auch er sich mit Immobilien verzocken, die Ehe verbocken, mit dem Trinken anfangen ... Gott o Gott o Gott!

Meine Problemlage schien mir da auf einmal vergleichsweise überschaubar.

Ich war aufm Zimmer angekommen, hatte den Koffer ausgepackt, die Klamotten im Kleiderschrank verstaut und den Klapprechner aufs Beistelltischchen gestellt. An dem saß ich nun. Den Laptop hatte ich dabei, weil da meine eigenen Schlagertexte drin waren; ich hatte noch zu Hause gedacht, dass die Lyrics hier bei Johann jemand sehen wollen könnte, und Ingos Reaktion auf meine Info, selbst Lyrics verfasst zu

haben, hatte mir Gewissheit gegeben, mit meiner Vermutung goldrichtig gelegen zu haben.

Nun fuhr ich den Rechner hoch. Höchst motiviert, wie ich war, wollte ich sogleich mit meiner Krankheitsstory beginnen – aber ich starrte nur aufs virtuelle leere Blatt wie der Hase auf die Schlange und fragte mich: Wie nur beginnen? Gottseidank fiel mir ein, was Ingo geraten hatte: „Lassen sie Ihre Gedanken einfach fließen!“ – Das war aber einfacher gesagt, als getan.

Ich schloss die Augen, atmetet tief ein und aus; einen Moment später hob ich die Lider wieder und legte in aller Ruhe und Gelassenheit beide Hände locker auf die Tastatur. Das kurze Innehalten trug Früchte: Wie ferngesteuert setzte sich mein Zweifingersystem in Bewegung, und schon stand mein allererster Satz da, der da lautete: Ich heiße Thomas Andras und wurde am 23. Januar 1985 geboren. Ach wie schön, es ging voran!

Nachdem ich mir meinen Textanfang ein-, zweimal gegenwärtigt hatte, drängte sich mein seit Kindertagen bestehendes Schlager-Urproblem wieder in den Vordergrund: Der Vorname! Thomas steht hier naturgemäß ja in unmittelbarer Nähe zu Andras, und – jetzt kommt's! – vernuschelt man da R und A, dann klingt Andras nach Anders.

Eine undeutliche Aussprache, von wem und in welchem Kontext auch immer, könnte mich über kurz oder lang in einen phonetischen und gleichermaßen otologischen Konflikt katapultieren: Eine Namensverwechslung mit Thomas Anders löst erstens eine temporäre Identitätskrise bei mir aus, weil ich zweitens diesen Thomas nicht abkann, da mir drittens sein Hochfrequenzgesang bei Modern Talking im Gehörgang Schmerzen verursacht.

Bedenken wir bitte einmal: Ich mochte fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein, als sich beim HNO-Arzt herausstellte, dass ich an Hyperakusis litt: Hohe Frequenzen gingen ins Ohr und blieben im Kopf – das heißt, die Stimme von Thomas Anders löste bei mir reale Kopfschmerzen aus. Es soll auch an Hyperakusis Leidende geben, bei denen das Gleiche mit tiefen Frequenzen passiert, wie bei jenen vom Gunther Emmerlich – bei mir aber: Thomas!

Es war so gewesen: An meinem vierten Geburtstag – ein oder zwei Jahre bevor mir die Hyperakusis diagnostiziert wurde – sahen Mama und ich fern, was wir ganz gerne taten, und es lief mal wieder eine Musiksendung, in der Modern Talking auftrat. Kaum war Anders zu hören, hielt ich mir die Ohren zu – mehr noch: Ich vergrub meinen Kopf ins Sofakissen (sicher ist sicher, mochte ich gedacht haben). Aus den Augenwinkeln heraus nahm ich wahr, dass Mama mein Abtauchen wohl ziemlich lustig fand: Sie lachte – was ich, wegen zugehaltener Ohren, natürlich mehr sah als hörte. Warum Mama lachte, verstand ich damals nicht, und Mama konnte ja nicht wissen, dass mein akustischer Fluchtversuch auf ein Handicap zurückging. Sie dachte wahrscheinlich, ich wolle just Verstecken spielen, was ich ja auch gerne tat – und zwar vornehmlich im Kindergarten, wenn auch auf meine ganz eigene Art und Weise.

Dazu kam es folgendermaßen: An einem schönen Frühsommertag tobten wir Knirpse im Garten der Kita herum. Plötzlich stand Benjamin, ein Kitakamerad mit ungewöhnlich hoher und lauter Stimme, dicht neben mir. Ohne Vorwarnung brüllte er: „Verstecken, verstecken!“ Reflexhaft hielt ich mir mit beiden Händen die Ohren zu, denn bei jedem vernommenen Laut spürte ich einen Nadelstich zuerst

im einen, dann im anderen Ohr.

Ich brüllte zurück: „Leise, leise, ganz seine Weise, hüpf der Floh ohne Sprungbrett über die Matratze, -tratte, -tratte.“ Das war ein Kinderreim, den wir tags zuvor ganz frisch in der Kita gelernt hatten. Aber Benjamin sah sich dadurch nun wohl erst recht motiviert – er bestand auf seinem Spielvorschlag: „Verstecken, verstecken!“

Um mich aus der prekären Lage zu befreien, rannte ich los, und Benjamin blökte mir, als wäre er eine Schallplatte mit Sprung, immerfort „Verstecken, verstecken!“ hinterher. Auf sechs oder sieben Meter Entfernung schien mir sein Fortissimo – „Verstecken, verstecken!“ – dann doch aushaltbar. Ich blieb stehen, drehte mich zu Benjamin um und rief ihm aus sicherer Entfernung einen weiteren Reim entgegen, den uns ebenfalls die Erzieherin kürzlich gesteckt hatte: „Im Walde stehen Buchen, und du musst suchen!“

Wie mir Mama Jahre später, als ich schon die Grundschule besuchte, berichtete, gelang es der Kindergärtnerin erst nach mehreren Anläufen, mich davon zu überzeugen, dass ich mich auch richtig verstecken müsse – ich war einfach stehen geblieben. Nein, ich sei nicht zu dumm gewesen, das Spielziel zu begreifen, meinte Mama, mir sei vielleicht einfach das Wort „richtig“ nicht geläufig gewesen – oder es habe mir schlichtweg genügt, dass ich Benjamin, der mich suchen sollte, nun selbst nicht mehr sah (nachdem ich meine Hände zuerst von den Ohren genommen, dann aufs Gesicht gelegt hatte). Vielleicht war es mir auch einfach nicht möglich gewesen, einen Perspektivwechsel, wie es heute heißt, vollziehen zu können, um mich richtig zu verstecken. Heute denke ich, dass ich wohl mit der Perspektive eines Nadelkissens auf zwei Beinen voll und ganz ausgelastet gewesen war. Ich erinnere

mich aber, auch bei meiner Version des Versteckspiels dennoch meinen Spaß gehabt zu haben – insbesondere an solchen Kita-Tagen, an denen mir Benjamins infernales Gepiepse nicht so viel ausmachte, weil es entweder meine Tagesform hergab oder ich mir zuvor genügend Brotkrümel ins Ohr gestopft hatte.

Heute jedenfalls kann ich Mama keinen Vorwurf machen, mich vor des anderen Thomas' Tönen nicht geschützt, ja sich gar über mich amüsiert zu haben, als ich mich vor Pein in die Couch vergrub. Im Gegenteil: Ich halte ihr sehr zugute, dass sie, nachdem ihr mein Hörproblem bekannt war, sofort in die fürsorgliche Spur ging und mir richtige Ohrstöpsel besorgte. In der Kita hatte man sich Sorgen um mich gemacht, nachdem aufgefliegen war, dass ich mir dann und wann klammheimlich mein Frühstücksbrot nicht in den Mund, sondern in die Ohren stopfte. Die Kitaleitung hatte Mama darüber informiert und empfohlen, mit mir einen Kinderarzt aufzusuchen, was Mama sogleich auch tat. Und als für den Kinderarzt nach ein paar physischen, aber auch psychischen Reaktionstests klar war, dass ich keinen an der Klatsche hätte, überwies er mich an seinen HNO-Fachkollegen.

Im Übrigen: Dass Mama gerne Modern Talking guckte, hatte nicht zuletzt damit zu tun, dass sie für den Anders schwärmte; das steckte sie mir an meinem 16. Geburtstag – und zwar auf meine Nachfrage hin, warum sie mich ausgerechnet Thomas hatte nennen müssen. Aber dazu gleich.

Eijeiijeiei, mir fällt auf: Meine Gedanken flitzen hin und her, mal vor in die Vergangenheit, mal zurück in die Gegenwart. Etwas verwirrend, nicht wahr? Ich hoffe, Sie können und mögen mir dennoch weiter folgen. Ingo hatte ja gesagt, dass ich meine Gedanken „einfach fließen“ lassen solle! Na,

nun haben wir den Salat. Hilft aber nichts ... Danke für Ihr Verständnis!

Es gibt noch eine weitere – und, wie ich finde, nicht minder wichtige – Erklärung dafür, dass ich als Thomas mit dem Thomas hadere. Bitte – Achtung, Zeitsprung nach vorne jetzt! – bedenken wir einmal: Als ich während meines Studiums der Wirtschaftsinformatik nebenbei beim Statistischen Bundesamt jobbte, Arbeitsgruppe *Beliebte Kindernamen im Wandel der Zeit*, wurde mir klar, warum mir mein Vorname spätestens seit der Schulzeit suspekt vorgekommen war. Denn wie man als Junge hieß – jetzt wieder gedanklich der Rückwärtsgang! –, war ab der Oberschule, Klassenstufe 7, ja ziemlich wichtig! Stand Thomas bei meiner Geburt, 1985, noch auf Platz 13 in den Namens-Charts – Christian, Daniel und Sebastian belegten die ersten drei Plätze –, war der Name ab 1996 in diesen Charts überhaupt nicht mehr existent! Lukas, Jan und Tim waren in den Zeiten meiner Pubertät nicht nur die statistischen Spitzenreiter, sondern standen auch real in der Gunst der Mädchen ganz, ganz weit vorne: Lukas, Jan und Tim hatten als Erste Freundinnen; die schönsten Mädchen der Klasse steckten ihnen Zettelchen mit „Willst Du mit mir gehen?“ zu, und es erübrigt sich wohl der Hinweis, dass ich als Thomas keinen einzigen Schnipsel erhielt.

Dann, Jahre später – 2003, kurz vor dem Abi – ließ ich mich aus Angst, keine Freundin mehr abzubekommen, auf die Annäherung einer Mitschülerin ein; sie hieß Alexandra. Präziser – und mit unserem Udo, dem Jürgens – gesagt: *17 Jahr', blondes Haar, so stand sie vor mir. 17 Jahr', blondes Haar, wie find' ich zu ihr?*

Ach Gottchen, Alexandra! Sie war weder hübsch noch hässlich, weder dünn noch dick; eindeutig war nur, dass sie

Mundgeruch hatte. Ich dachte: Ja, gut, kann man nichts machen, Mädchen riechen vielleicht nun mal so und haben hoffentlich andere Vorzüge als gut zu riechen.

Auch Alexandra war, wie ich selbst, in den aktuellen Namens-Charts nicht vertreten, was ich zu diesem Zeitpunkt aber nicht wusste, weil ich von dieser Statistik noch nichts wusste. Immerhin ging ich davon aus, dass zwischen ihr und mir wenn schon keine Seelen-, so doch wenigstens eine Loser-Verwandtschaft bestehen müsse, die eine Basis fürs Miteinander sein könnte.

Aber denkste! Schon nach 14 Tagen machte Alexandra wieder Schluss mit mir. Sie meinte, sie fände mich zwar ganz nett, sein nun aber in den Lukas, einen Schüler aus der Parallelklasse, verknallt. Sie habe Lukas wiedererkannt, erklärte sie; mit ihm sei sie in dieselbe Grundschule gegangen, und sie habe schon damals ein Auge auf ihn geworfen gehabt, sei an ihn aber nicht herangekommen (Lukas stand damals auf Platz 1 der Charts!). Nun endlich sei das Glück aber auf ihrer Seite, meinte sie (und zum fraglichen Zeitpunkt war Lukas immerhin noch im Mittelfeld der Top Ten vertreten; vor ihm, auf Platz 4, lag Tim, und an der Spitze stand unangefochten Jan, bei dem Alexandra mit an Sicherheit grenzender statistischer Wahrscheinlichkeit keine Schnitte gehabt hätte). Aber auch das nur am Rande – zurück zu meinem Sechzehnten!

Mama und ich saßen im Wohnzimmer, genauer gesagt auf der Eckbank, also in der Essecke, nebeneinander. Für gute Stimmung sorgte das Schlager-Radio, das sich auf Retrospektive eingefuchst hatte. Es liefen die 70er, und zur Feier des Tages durfte ich mein erstes Schlager-Bierchen trinken. Mama führte mich damit in die kulinarische Welt der erwachsenen Schlagerfreunde ein; sie selbst gönnte sich ein Schlager-

Piccolöchen.

Nachdem wir auf meinen Jubeltag angestoßen und ich ein, zwei oder drei ordentliche Schlucke aus der Flasche genommen hatte, spürte ich urplötzlich einen Hauch unbekannter Leichtigkeit: Ich war wohl nach kaum fünf Minuten schon etwas beschwipst. Dann entflechte mir zuerst ein Bäumchen und hernach die Frage, die ich ihr schon immer mal hatte stellen wollen, wozu ich aber jetzt erst, dank Schlager-Bierchen, den Mut aufbrachte: „Mama, warum hast du mich denn ausgerechnet Thomas nennen müssen?“

„Ach, Thommi“, sagte Mama, „ich war doch in den Anders damals regelrecht verschossen – aber ich kam nicht an ihn heran, obwohl ich bei den Konzerten immer in der ersten Reihe stand. Im Laufe der Zeit habe ich Thomas einen halben Blumenladen auf die Bühne gekübelt – hat aber nichts gebracht. Also schrieb ich ihm einen zehneitigen Brief: Ich offenbarte ihm meine Zuneigung und berichtete auch, dass ich in Bälde ein Kind auf die Welt brächte, das ich nach ihm benennen würde. Damit zwischen Thomas und mir von Anbeginn Klarheit herrscht, setzte ich ihn auch von deinem Erzeuger in Kenntnis und informierte ihn, dass die Knallschote stiften gegangen war und erst kapiert hatte, dass er Vater werden würde, als es an meinem Bauch unübersehbar geworden war.“ Oh, oh – Mama bekam feuchte Augen! „Thomas schickte mir eine Autogrammkarte“, berichtete sie weiter, „mit Herzchen! Süß, nicht wahr?!“ Oh, oh, oh – eine Träne kullerte Mama über die Wange! „Mehr als die Karte war nicht drin, verstehst du, Thommi?! Ich wollte ihm trotzdem nahe sein, wenigstens indirekt, deshalb habe ich dir seinen Namen übergeholfen. Es tut mir so leid, Thommi – das war so unnötig!“

„Wie meinst du das, Mama?“ , fragte ich.

„Thommi, du musst mir glauben: Ich habe das erst viel später aus einer Illustrierten erfahren: Thomas hieß bürgerlich gar nicht Thomas, sondern Bernd!“ Jetzt begann Mama, hemmungslos zu weinen.

„Ach, herrje!“, entflechte mir. „Das war aber dumm gelaufen für dich.“

Mama nickte stumm und schnäuzte sich, ich war etwas verlegen: Dass sie weinte, hatte ich mit meiner Frage nicht bezweckt! Mama soll nicht traurig sein, wünschte ich mir. Wir feiern doch meinen Sechzehnten, und das lief doch bisher ganz fröhlich.

Tröstend legte ich meinen Arm um ihre Schultern. „Mama, bitte nicht mehr weinen!“, bat ich und flunkerte: „Thomas gefällt mir viel besser als Bernd.“ Ich wollte sie trösten, und das rechtfertige auch eine Notlüge, dachte ich, obwohl ich in Wahrheit einen singenden Bernd, der nicht nur Bernd hieß, sondern seinen Vornamen im Gegensatz zum anderen Thomas auch behalten hatte, sympathisch fand (und von daher auch nichts einzuwenden gehabt hätte, so zu heißen).

Zufällig zur Situation passend, betrat *der Junge mit der Mundharmonika* die Retro-Manege: *Von der Barke mit der gläsernen Fracht, die in sternenklarer Nacht deiner Traurigkeit entflieht. Du hörst sein Lied und ein Engel steht im Raum. Dann weißt du nicht, ist es Wahrheit oder Traum. Der Junge mit der Mundharmonika singt von dem, was einst geschah. In silbernen Träumen.*

Unmittelbar vor oder nach meinem Geburtstag erzählte Bernd – eben: der Clöver, der mit der Mundharmonika – in der Zeitung mit den großen Buchstaben von seinem Leben auf Mallorca: „In den Siebzigern war ich so berühmt, dass mir

die Hunde hinterherbellten. Heute verwechseln mich manche schon mal mit Jürgen Drews. Aber das stört mich nicht. Man darf nicht so stolz sein mit seinem Job.“

Das klang sympathisch, weil uneitel, fand ich – aber das behielt ich an meinem Sechzehnten für mich, na, um meine Notlüge nicht zu gefährden!

Ich schaltete Bernd ab, um Mama zu zeigen, dass ich ihn wenig prickelnd fände. Ersatzweise und um Mama aufzuheitern, stimmte ich etwas Aktuelles an, nämlich einen Song von Andy, dem Borg – den Mama, wie ich wusste, auch ganz gern hörte und der just die Hitparaden stürmte: *Mit wem ich lache, mit wem ich weine, ja, das entscheide ich ganz alleine.* – „Hahaha!“, setzte ich hinzu.

„Hahaha!“, quittierte Mama. Ihre Miene hellte sich auf, und sie kommentierte spontan: „Andys Reime sind auch ganz feine!“ Dann stand sie auf, holte sich noch ein Piccolöchen und brachte mir ein zweites Bierchen mit. „Bist ja schon ein ganz Großer“, sagte sie, als sie die Flasche zuerst vor mir abstellte, dann ihr Piccolöchen daran stieß. „Auf deinen Sechzehnten!“ Sie lächelte. „Prost, Thommi!“

Ein ganz Großer, sinnierte ich. Das klingt gut! Und urplötzlich fühlte ich mich erwachsen – zumindest ein bisschen.

„Prost, Mama!“

Da ich nun auch beschreiben möchte, wann und wie der Schlager zum Soundtrack meines Lebens wurde, hole ich noch etwas weiter aus – erneut vielen lieben Dank für Ihr Verständnis! – und komme nun zu dem, was Mama auch dem anderen Thomas gesteckt hatte: dass sie mit mir schwanger war. Ihre anderen Umstände allein wären jetzt nicht hervorzuheben notwendig – im alten Bundesgebiet warteten dem

Statistischen Bundesamt zufolge damals knapp 600.000 Kinder auf ihre Geburt –, wenn ich nicht bereits in Mamas Bauch meinen ersten Schlagler vernommen hätte – unbewusst, natürlich!

Ich hab mich eben mal schlau gemacht: Bei Johann gibt's WLAN. Nach Eingabe der Suchbegriffe Ungeborene und Bewusstsein verwies mich die Suchmaschine an die Website der Zeitschrift Eltern. Dort stand zu lesen, dass die Basis von Bewusstsein beim Embryo schon kurz nach der Befruchtung gebildet wird. Drei Wochen später wird die Neuralplatte gezimmert, woraus dann Rückenmark und Gehirn sprießen. Das Herz und die Nieren, auch die Leber, sind nach 12 Wochen in Funktion, derweil es mit dem Basteln am Gehirn weitergeht. Dann erwacht der Tastsinn: Schon in der siebten Woche fängt der Mini-Mensch an zu fühlen. Im Fruchtwasser wird mit dem eigenen Körper der Rhythmus der Organe der werdenden Mama ertastet; Ungeborene schwingen also mit dem Herzschlag der Mutter mit – das heißt: Der Sinn für Rhythmus erwacht! Und schon im sechsten Monat ist das Gehör ausgereift: „Jede werdende Mutter“, steht dort zu lesen, „hat es schon erlebt: Wird der Mixer eingeschaltet oder die Autotür zugeschlagen, zuckt das Kind im Bauch zusammen. Ungeborene können früh schlechte von guten Geräuschen unterscheiden: Das Baby im Mutterleib lebt sehr im Augenblick. Es kann schnell in eine Moll-Stimmung fallen.“

Moll-Stimmung! So kommen wir der Sache, um die es mir hier geht, schon sehr nahe! Denn wo sich ein trauriges Moll tummelt, ist, wie ich als gut informierter Schlaglerfreund weiß, ein fröhliches Dur nicht fern.

An meinem Sechzehnten hatte mir Mama – ohne dass ich sie explizit danach gefragt hätte – auch berichtet, was sich in

der 26. oder 27. Woche ihrer Schwangerschaft ereignete: Als sie aus einer Jukebox Schlager hörte, hätte ich in ihrer Fruchtblase ein Tänzchen aufgeführt, während sie in Ermangelung eines anderen Broterwerbs am S-Bahnhof Wedding, genauer gesagt in der Pinte Zum Magendoktor, jobbte – was eine betont bodenständige Destille aufm Kiez war.

Vielleicht sollte ich nun, im Zeitalter von Schlager-Streaming, darauf hinweisen – liebe Kinder, aufgepasst! –, dass eine Jukebox ein unterschrankgroßes, bunt flackerndes Gerät war; obenauf saß eine Haube aus Glas. Hinter der Scheibe standen auf einem Rondell und in vertikalen Einschüben Singles. So hießen damals – liebe Kinder, nur dass ihr das mal gehört habt! – noch nicht alleinstehende Damen und Herren, sondern Tonträger in der Form von kleinen Scheiben aus feingerilltem Vinyl. Mama zufolge lag in Sachen Jukebox das Problem darin, dass die Kundschaft entweder zu geizig oder zu klamm bei Kasse war, um Münzen in den Automaten zu stecken – und ohne Münze keine Musik! Das Dilemma: Eine Kneipe ohne Musik bereitet Zechenden ein unbehagliches Gefühl. Wenn das frohsinnige Gebrabbel vom Trinkbruder zur Trinkschwester verstummt, ist Gefahr im Verzuge, denn das ist wiederum dem Umsatz der Kneipe abträglich. Und ohne Mucke im Hintergrund hätte sich wohl die oder der eine oder andere Pichelnde der Peinlichkeit ausgesetzt gesehen, dass das eigene Gelalle im akustischen Fokus des Schankraums steht.

Mama zufolge gab es hierzu eine Absprache: Als sie sich tags zuvor an einem schwülwarmen Augusttag bei Paul, dem Wirt des Magendoktor, um den Job als Nachtschicht bewarb, um hochschwanger – also mit mir zusammen – bis sechs Uhr morgens Dienst zu schieben, habe dieser abschließend gesagt:

„Jut, Fräulein, biste an Bord, wa!“

„Uff alle Fälle!“, sagte Mama.

„Aba nu pass mal uff, Fräulein: Wenn de mitbekommst, det de Schluckspechte schwächeln, fütterste den Kasten da hinten uff Kosten det Hauses, wa?! Ohne Musike, det kannste mir glooben, friert der Bierhahn zu, vastehste?“

„Klar wie Kloßbrühe.“ Mama lächelte vielleicht wissend, und Paul nickte womöglich grinsend.

Ich halte es nach den Infos aus dem Netz für denkbar, in Mamas Bauch den Dialog zwischen ihr und Paul akustisch wahrgenommen zu haben, denn Paul, so erzählte Mama, habe eine raumnehmende, auch Betonwände und folglich erst recht Bauchdecken durchdringende Stimme gehabt. Selbst dann, wenn sich Paul Mühe gab, seine Lautstärke zu drosseln, soll er immer noch auf zehn, zwanzig Meter gut zu verstehen gewesen sein, und wenn er ausnahmsweise mal flüsterte immerhin noch auf drei, vier Meter. Dieses Phänomen erlebte ich später, Sie erinnern sich, noch mal in der Kita: Benjamin.

Der Website eines Psycho-Portals zufolge gibt es mannigfaltige Gründe dafür, dass manche Menschen das, was sie zu sagen haben, stets in Forte oder gar Fortissimo 'raushauen – also wenig bis gar nicht die Möglichkeit zum Pianissimo oder wenigstens Piano haben oder nutzen. Als mögliche Gründe waren dort aufgezählt: Kompensation von Schüchternheit – die eigene Schüchternheit bekämpfen, indem man sich zur größten Person im Raum macht; Kontrollprobleme – man glaubt, sich selbst besser im Griff zu haben, wenn die Stimme die Gedanken übertönt; oder Hosenkacker-Syndrom, weil man als Kleinkind zu wenig gehört wurde und nun verzweifelt nach Aufmerksamkeit heischt.

Es könne aber auch schlichtweg biologische Gründe dafür

geben: Die Muskeln in der Kehle der laut Sprechenden seien überdurchschnittlich ausgeprägt und ein differenzierter Einsatz derselben nicht erlernt worden. Zudem gäbe es auch regelrechte PAU-Personen: Passionierte Akustische Umweltverschmutzer. Solche Leute hätten in ihrem Unterbewusstsein, wann und warum auch immer, gespeichert, dass nur viel viel helfe – ähnlich der irrigen Annahme, dass sich Autotüren nur mit krachendem Zuwerfen schließen ließen. Wo genau in Anbetracht der vielen möglichen Ursachen Paul im weiten Feld der Schreihälsa einzuordnen wäre, wüsste ich nicht zu sagen – was mir nun aber nicht allzu schlimm erscheint, da Paul zwar als Person im weiteren Verlauf der Ereignisse eine Rolle spielen wird, nicht aber sein Brüll-Handicap als solches.

Aber Lautstärke hin oder her: Was zwischen Mama und Paul im Magendoktor genau beredet wurde, war für mich damals nicht zu begreifen – auch nicht Pauls Behauptung, dass im Hochsommer der Bierhahn hätte einfrieren können. Ich hätte im Übrigen auch nicht einzuordnen vermocht, warum Mama so schrecklich berlinerte: Zuhause hatte sie stets – im Rahmen des einer Ur-Berlinerin Möglichen, versteht sich! – Hochdeutsch gesprochen. Vielleicht hätte ich in Mamas Bauch – wenn ich denn schon hätte denken können – gedacht, dass sie sich an des Wirtes Berliner Schnauze nur anpasste, um an den Job zu kommen.

Mamas Bericht zufolge hatte sich der Dialog zwischen ihr und Paul im weiteren Verlauf ungefähr folgendermaßen angenommen:

„Macht ja ooch keene Lunte, so janz ohne Musike, wa!“, sagte Mama. „Meene Mutta hat imma jesagt: Eene Nacht is nich für Öljötzen da!“

„Kiek an, Fräulein, in dein' Kopp hat's jefunkt!“

Kurze Pause. Dann könnte ich mich erschrocken haben, denn Mama wurde ungewohnt laut: „Footen wech von meen Bauch, sonst ...!“

„Wat sonst?“

„... hol ick meene große Keule, die heeßt zwar nich Haarmann, hat aba trotzdem ’n Hackebeilchen! Dat det mal gleich klarjeht zwischen uns Beeden.“

„Keene Sorje, Fräulein, wollt nur mal kieken, wie du reaktionierst!“

„Sonst jehts dir jut?“

„Is’ wichtig, dat du det Revier vateidjen kannst. Jibt imma Suffköppe, die stänkern.“

„Ick kann mir vateidjen, mach dir ma keene Platte, wa!“

„Sieht janz danach aus! So, Fräulein, ick jeb een Schnäpferkin aus. Uff de jute Zusammenarbeit!“

„Kannste vajessen, Meesta! Da könnt ick meen Küken ooch gleich zur Engelmacherin jeben!“

„Bist knorke, Fräulein! Du schaffst dat hier! Tschüssi-kowski, bis morjen Abend! Ick Frühschicht, Fräulein Spätschicht, wa! Jeh det klar?“

„Kannste een druff lassen!“

Oh, oh, oh, ein bemerkenswerter Zungenschlag von Mama! Hätte ich nicht gedacht – auch wenn ich schon hätte denken können.

Am Abend darauf stand Mama, wie schon erwähnt, zusammen mit mir hinterm Tresen, und wie von Paul prophezeit sackte die Gesprächsfreude der Gäste mangels Musik in der Nacht ab. Es war 23:56 Uhr, so Mama, aber vielleicht habe die Uhr auch schon Mitternacht geschlagen. Wie von Paul instruiert, fütterte sie den Automaten mit Münzen, und weil wir das vorgeburtliche Jahr 1984 schreiben, konnte dem

Automaten der andere Thomas mit *You're My Heart, You're My Soul* entlockt werden.

„Kleene“, raunte Gitti – um die fünfzig, sich aufm Barhocker am Tresen sitzend zur Jukebox umdrehend – Mama in den Rücken, „lass det mal mit die Heulsuse! Drück mal det Schnuckelchen Roli!“

Mama war mit der Kritik an ihrer Musikauswahl zwar nicht einverstanden, akzeptierte sie aber dennoch, denn insbesondere in Weddinger Kneipen galt die Binsenweisheit: Der Kunde ist König!

Nachdem sich das Katzengejammer von Modern Talking nach geschlagenen 3 Minuten und 14 Sekunden gelegt hatte, ertönte also wunschgemäß unser aller Roli, mit *Joana*.

Roland – der, wie ich als gut informierter Schlagerfreund weiß, mit Vornamen eigentlich Ronald, mit Nachnamen Keiler heißt, aber damals als Kaiser schon in der ZDF-Hitparade Hof hielt – legte sich mächtig ins Zeug: *Geboren, um Liebe zu geben, verbotene Träume erleben. Ohne Fragen an den Morgen danach*. Als Roli dann anhub zu *Dein Lächeln ist Fordern und Flehen*, kommentierte Gitti, zum Tresen-Nachbarn sprechend: „Heinzi, hör' jut zu: Der Roli singt von mir!“

Heinz nickte und starrte stumm ins Bierglas.

Gitti, die sich möglicherweise für Joana hielt, vernahm: *Mit mir all die Wege zu gehen ... Gitti kippte einen Klaren ... die ein Mensch allein nicht findet ...* Gitti stieß auf. Sie wischte sich mit dem Handrücken Nass von den Lippen, dann drehte sie sich zur Jukebox hin und rief: „Roli, ick wäre bereit!“

Schallendes Lachen der versammelten Trinkgesellschaft schwängerte die Destille. Heinz schreckte aus seiner, wie er

es nennen würde, Bier-Meditation hoch und fragte: „Hab ick wat verpasst?“

„Heinzi, kannst weiterpennen“, sagte Gitti. „Die Flitzpiepen pinkeln sich nur in die Hosen vor Amüsemäng.“

„Warum dat denn?“

„Weil ick ’s weefß!“

„Wat weefste?“

„Dat der Roli nur mir liebt, wa!“

„Na denn is doch allet jut“, sagte Heinz und wandte seinen Blick wieder ins Glas.

„Roli steht uff mir, ick spür det genau“, brabbelte Gitti vor sich hin.

„Keene Fraaje, Jitti“, mischte sich Mama ein und lenkte Gittis Erregungspotenzial dann in geordnete Bahnen: „Noch ’n Schnäpperkin?“ Gitti nickte.

Als Nächste war Roos am Start, die Mary. Sie hatte Roli abgelöst und äußerte sich nun in Sachen *aufrecht geh’n*. Davon sah sich nun Heinz angesprochen und hob erneut den Kopf. Er starrte verträumt den Fliegenfänger an, der knapp einen halben Meter über ihm baumelte und diverse Flugobjekte festhielt: Die Tiere zappelten zwar noch, aber der klebrige Kascher wollte sie partout nicht mehr hergeben. *Aufrecht geh’n*, intonierte Mary dabei.

Gitti schaute zu Heinz hinüber: „Heinzi, watt kiekste’n so valiebt?“

„Jitti, Mary is genau meen Typ!“

„Kannste vajessen. Mary kann dir nich meen.“

Aufrecht geh’n, wiederholte Mary.

„Wieso nich?“

„Weil du zum Uffrechtjehn zu besoffen bist, meen Jutsta!“ [...]



Anmerkungen

Ich liebe Schlager ist gespickt mit Zitaten von Schlagerfreunden und Schlagerhassern, aber auch aus Schlagertexten. Zitate-Quellen, die im Text nicht erkennbar sind, werden im Anhang gesondert aufgeführt.

Die namentliche Nennung von Textern, Komponisten, Interpreten und weiteren Handelsvertretern der Branche bitte ich *nicht* zu entschuldigen (denn eine Karikatur ohne Erkennbarkeit der oder des konkret zu Karikierenden wäre sinnfrei).

Dass auch der letzte deutsche Kaiser, also unser Roli, im Text weniger gut wegkommt, hat nichts mit der Privat-, sondern mit der Bühnenperson zu tun. Diesen Sänger nehme ich ausschließlich aus den Medien wahr – ebenso auch sein gesellschaftspolitisches Engagement; dem allgemeinen Vernehmen nach zieht er das ohne Rücksicht auf etwaige Befindlichkeiten von Fans durch. Vor dieser Gradlinigkeit ziehe ich meinen Hut!

In der Geschichte lasse ich den Protagonisten Thommi behaupten, dass die Lyrics zu *Sänger in der Nacht* von einer KI zusammengestoppelt wurden. Dies wäre zwar denkbar,

jedoch stammt dieser sowie die anderen Burni-Schlagertexte von mir. Aber immerhin kann ich in Sachen KI Selbstversuche vorweisen und bestätigen, dass es unterhaltsam sein kann, von KI Verse und Strophen verfassen zu lassen. Meine im Text nicht verwendete KI-Lieblingsstrophe ist folgende:

*Doch in mir tobt ein Sturm der Fragen
Kann ich ihr Herz denn wirklich tragen?
Denn ohne sie, da geht's nicht weiter
Die Liebe ruft, der Konflikt bleibt heiter*

Das kann ich nur mit Thommis Wort kommentieren: Hossa!

Wer sich echte Schlager-Texte und ihren poetischen Wumms vergegenwärtigen möchte, wäre beispielsweise bei den Portalen songtexte.com und lyrics.com gut aufgehoben. Sollten News über Stars und Sternchen gefragt sein, wird einem bei schlager.de oder schlagerplanet.de geholfen. Über die Ereignislage aus dem Headquarter deutscher Spaßkultur, Ballermann & Co., gibt's frischgezapfte Infos bei der mallorcazeitung.es und mallorcamagazin.com.

Am Schluss, aber nicht zuletzt: Meinen Dank an den Lektor Moritz Siegel. Er hat sich zur Orchestrierung dieser Geschichte tapfer ins Zeug gelegt: taktischer, um auch – im Bild bleibend – von mir falsch gesetzte Noten dem gewünschten Ausdruck anzupassen.

Hossa, hossa!

B. M.



Liebe Journalisten, Buchblogger und Veranstalter*!

*selbstverständlich jedweden Geschlechts!

Das Taschenbuch *Ich liebe Schlager*, 260 Seiten, ist ab Juli 2024 überall lieferbar, wo es Bücher gibt (auch als E-Book im epub- und PDF-Format). Für Frühjahr 2025 ist das Hörbuch unter dem Autoren-Label *HÖRMAL!* geplant. Für Berichterstattung und Rezension kann das Buch als PDF oder epub angefordert werden. Lieferbar ab 1. Juli 2024. Die Printausgabe erscheint beim On-Demand-Label *Edition zartbitter* des Autors und kann als unverkäufliches Presseexemplar angefordert werden (bitte das Medium, für welches geschrieben wird, und die URL benennen).

Bernd Mannhardt steht Medienvertretern für Interviews, Gespräche und Kurzlesungen zur Verfügung. Anfragen für Kurzauftritte und abendfüllende Lesungen stellen Sie bitte via E-Mail: info@bernd-mannhardt.de oder telefonisch.

Wir freuen uns über Ihr Interesse – und auf Ihre Kontaktaufnahme!

Ansprechpartnerin Presse & Veranstaltungen

Dr. Marion Kwart: 01590-186 51 74

www.bernd-mannhardt.de